

H Å K O N M A R C U S

WILD WANDLER

Der Ruf der weißen Eule

Aus dem Norwegischen

von Gabriele Haefs

arsEdition

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Die Übersetzung dieses Buches wurde gefördert durch die norwegische Organisation »Norwegian Literature Abroad« (NORLA).



© 2025 der deutschsprachigen Ausgabe arsEdition GmbH,
Friedrichstraße 9, D-80801 München

Deutsche Erstausgabe

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Die norwegische Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel
»Villdyr« bei H. Aschehoug & Co., Oslo

Text: Håkon Marcus

Übersetzung: Gabriele Haefs

Covergestaltung: Grafisches Atelier arsEdition

unter Verwendung einer Illustration von Marie Blom
und einem Design von Håkon Marcus

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44 b UrhG ausdrücklich vor.

978-3-8458-6082-4

www.arsedition.de

*Aus dem Maljerhorn schenkte die Holde Wildze den
Wilden.*

*Sie schuf ein Volk aus Frosch, aus Käfer und aus
Maus,*

*und Fische, Vögel und die anderen nun Sippen
konnten bilden*

*und sprangen nunmehr zwischen Bürgern und Werwelt
ein und aus.*

Auszug aus der *Dovresaga* von Sigde Varjeleter

KAPITEL 1

DER MISTKÄFER

Embla Villseid war sicher, dass etwas vor ihrer Geburt passiert sein musste, das sie von ihren Eltern unterschied. Vielleicht eine Genmutation oder eine kosmische Störung durch Planeten, die das Gleichgewicht durcheinandergebracht hatten. Nur so konnte sie sich erklären, dass sie sich so anders fühlte als die drei Menschen, mit denen sie im Stormyrvei 21 B lebte und die ihre Familie waren.

Emblas Mutter hieß Karin und wurde dafür bezahlt, dass sie in kleinen und mittelständischen Betrieben Vorträge über Motivation und Lebensfreude hielt. Warum jemand bereit war, dafür zu bezahlen, war ein Rätsel, da sie dieselben Vorträge gratis für alle hielt, mit denen sie ins Gespräch kam, egal, ob die das hören mochten oder nicht.

Emblas Vater, Helge, war ein hochgewachsener, sehniger Finanzberater, der zu Hause immer knallbunte Fahrradklamotten trug und das ganze Jahr hindurch sonnengebräunt war. Er meinte, alle müssten ebenso viel

draußen sein wie er, vor allem die, die das gar nicht wollten. Es gibt kein schlechtes Wetter, sagte er gern, es gibt nur schlechte Kleidung.

Embla hatte außerdem eine Schwester, die Malene hieß, und Malene war die Schlimmste von allen. Malene war so perfekt, wie man nur sein kann, wenn man in die zehnte Klasse kommt – sie war die Beste in der Handballmannschaft, hatte in allen Fächern gute Noten, und zugleich war sie das hübscheste Mädchen der ganzen Schule. Malene war beliebt, und es gab niemanden, der sie nicht mochte. Darauf war sie stolz, und sie betonte immer, dass niemand an der ganzen Schule beliebter war als sie.

Embla hatte absolut keine Ähnlichkeit mit den anderen drei Mitgliedern der Familie Villseid. Obwohl sie nun schon seit fast dreizehn Jahren mit dieser Familie zusammenlebte, interessierte sie sich weder besonders für Outdooraktivitäten noch für die Motivation von Angestellten in mittelständischen Betrieben. Und sie war kein bisschen beliebt. Eigentlich hatte sie in ihrem ganzen Leben noch nie eine richtige Freundin gehabt.

Letzteres stimmte zwar nicht ganz, denn drei wunderschöne Monate im vergangenen Sommer war Fernanda in ihrer Klasse gewesen. Embla hatte es kaum glauben können, wie ähnlich sie sich waren. Sie hatten stundenlang über die Texte von alten Rocksängern geredet oder darüber, welche Gottheit in der griechischen Mythologie am meisten taugte, und wer aus der Klasse bei

einer Battle Royale zuerst sterben würde. Mit Fernanda zusammen war eigentlich alles lustig, egal, ob sie Hausaufgaben machten, abends durch die Straßen liefen oder sich in den Bibliothekssaal schlichen, um auf der großen Leinwand einen Horrorfilm zu sehen. Im Klassenzimmer schob Fernanda sich die Brille die spitze Nase hoch und flüsterte so schlimme Dinge, wie Embla dachte, und dann lachten sie beide heimlich in der hintersten Bank.

Aber am letzten Tag vor den Ferien hatte Fernanda eine schreckliche Neuigkeit gehabt: Sie würde für einige Zeit nach Nordnorwegen ziehen, um bei ihrem Vater zu wohnen.

»Das neue Schuljahr wird ohne dich beschissen«, hatte Embla gesagt.

Sie hätte am liebsten geweint, aber das tat sie nie, wenn andere zusahen.

Fernanda hatte gelächelt und die flammenden Augen niedergeschlagen, sodass nur noch ihr schwarzer Eyeliner zu sehen gewesen war. Der war messerscharf gezogen und ließ sie viel älter aussehen als ihre Mitschülerinnen.

»Du wirst besser zurechtkommen, als du glaubst, da bin ich sicher. Du bist etwas ganz Besonderes, Embla. Das weiß ich schon immer.«

Vor Fernandas Umzug hatten sie Freundschaftsamtellette getauscht, das war Fernandas Idee, und sie hatten sich versprochen, in Kontakt zu bleiben.

Aber im Laufe des Sommers hatte Embla festgestellt,

dass sie einander immer weniger und immer kürzere Nachrichten schickten und dass das Schreiben immer länger dauerte, bis sie dann vor einer Woche ein »Was machst du?« geschickt hatte, und noch immer war von Fernanda keine Antwort gekommen. Embla machte ihr keine Vorwürfe, man hatte bestimmt mehr als genug mit den neuen Dingen zu tun, wenn man an einen neuen Ort zog. Dennoch tat es weh, daran zu denken, und deshalb hatte sie in diesem Sommer versucht, das Denken möglichst zu vermeiden.

Embla hatte zum Glück viele Hobbys, mit denen sie die Gedanken vertreiben konnte. Sie war bei keinem davon besonders gut, aber es half oft, wenn sie sich mit der Gitarre hinsetzte und Riffs und Akkorde übte. Die Profi-Zeichenstifte, die sie im Frühling gekauft hatte, hatte sie ebenfalls eifrig benutzt. Mehrere dunkelgraue Kunstwerke hingen an der Wand – eines düsterer als das andere. Sie hatte damit Malene dazu bringen wollen, scheußliche Grimassen zu schneiden und sie »geisteskrank« zu nennen, und zu Beginn der Ferien hatten die Zeichnungen tatsächlich einen gewissen Erfolg gehabt. Inzwischen hatte der Schockeffekt leider ein bisschen nachgelassen, und das galt auch für Embias Interesse am Zeichnen.

An diesem Morgen saß Embla deshalb lieber mit Musik in den Ohren und der Nase in einem Buch da, während sie versuchte, die wirkliche Welt auszusperren. Um zehn nach neun wurde die Musik leider vom Rufen

ihres Vaters übertönt. Embla zog sich den Stöpsel aus dem Ohr, um herauszufinden, was los war.

»... kurz runterkommen? Mama und ich möchten mit dir reden.«

»Wenn's sein muss«, antwortete Embla und kletterte wie eine langbeinige Spinne aus dem Bett.

Im vergangenen Jahr war sie groß und schlaksig geworden, und während sie sich die schmutzigblonden Haare hinter die Ohren schob, spielte sie noch einmal mit dem Gedanken, sich die Haare schwarz zu färben. Es wirkte irgendwie überzeugender, das einsame Mädchen zu sein, das alle hasste, wenn man schwarze Haare hatte. Sie zog einen Kapuzenpulli an, in dem sie sich verstecken konnte. Embla hatte eigentlich keine Lust, sich mit solchen Oberflächlichkeiten abzugeben. Sie wusste auch, dass ihre Eltern ihr keine neue Haarfarbe erlauben würden.

Als sie in die Küche kam, war der Frühstückstisch gedeckt, aber nicht mit essbaren Dingen. Statt Aufschnitt und Tellern lagen dort Festartikel! Grellbunte Papphüte, Plastikbecher, Glitzerkram, Wimpelketten mit Kürbismotiven und grüne und schwarze Luftballons.

Embla sah verwundert ihre Eltern an, die mit geheimnisvollem Lächeln hinter dem Tisch thronten. Es lief ihr eiskalt den Rücken hinunter, denn was immer hier los sein mochte, es gefiel ihr nicht.

Endlich machte Papa den Mund auf.

»Heute ist ja ein ganz besonderer Tag.«

»Wirklich?«, fragte Embla. Sie warf einen skeptischen Blick auf eine Rolle aus giftgrünen Luftschlängen.

»Die siebte Klasse! Und eine neue Schule, Embla!«, sagte Mama mit ihrer mahnenden Vortagsstimme. Sie hob gestikulierend die Hände, und ihre vielen Designerarmbänder rutschten klirrend wie auf einem Abakus ihre Arme herunter. »Dieser Schulwechsel bedeutet den Übergang von der Kindheit zum Erwachsensein. Bei meinen Vorträgen nenne ich das *mission of transition*. Das bedeutet, dass du jetzt einen ganz besonderen Auftrag hast, und dieser Auftrag heißt *Veränderung*. Du musst herausfinden, wer du bist. Dir neues Werkzeug besorgen, um den Herausforderungen gewachsen zu sein, die auftauchen werden. Du wirst Niederlagen erleben, und deshalb ist es wichtig, vorbereitet zu sein. Nur dann kannst du aufstehen und der Wirklichkeit gegenüberreten.«

Embla zog nervös eine Hand in ihren Pulloverärmel. Sie wurde nur überaus ungern ungefragt motiviert.

Papa ergriff das Wort.

»Wie auch immer, deine Mutter und ich haben überlegt. Und wir glauben, dass an dem, was der Psychologe dir gesagt hat, etwas Wahres dran ist. Du musst aus deinem eigenen Kopf herauskommen.«

»Mithilfe von ... Spiralstrohhalmen?«

»Lass die blöden Witze«, sagte Mama. »Wir haben beschlossen, dass es im Moment die gesündeste Lösung für dich ist, wenn du eine Party feierst. Ich weiß, das kommt

ein bisschen überraschend, aber hör zu: Du kannst deine neuen Freundinnen und Freunde direkt einladen, wenn du sie kennenzulernen möchtest. Taktisch, gerade heraus, *straight to business*. Tschakka. Dadurch machst du deutlich, dass du ein Alphaweibchen bist und die Führung des Rudels übernehmen kannst. Genau wie deine Schwester. Schau mal, wir haben schon Einladungen vorbereitet, die zu deiner wunderbaren Persönlichkeit passen, und überhaupt.«

Sie reichte Embla zufrieden einen Fächer aus schwarzen Briefbögen, die mit kindischen Zeichnungen von Totenköpfen mit rosa Haarschleifen geschmückt waren.

Embla zog besorgt den ersten Bogen heraus und fing an zu lesen:

Geburtstagsfest

Hast du Lust, auf mein Fest zu kommen? Ich werde bald 13, und ich will am Wochenende bei uns zu Hause eine coole Fete schmeißen. DU bist natürlich eingeladen.

Wo: Stormyrei 21 B in Hellerudtoppen

Wann: Freitag, 23. August

PS: Es wird spooooooky!

Embla fing noch einmal oben an und las alles ein zweites Mal, und dabei merkte sie, dass sich ihr Körper mit etwas Kaltem und Drückendem füllte. Mama und Papa hatten schon immer versucht, sich in Emblas Leben einzumischen, aber diesmal gingen sie zu weit. Meinten sie

wirklich, Embla sollte ein Fest veranstalten, eine knappe Woche, nachdem sie an einer neuen Schule angefangen hatte? Kannten ihre Eltern sie denn überhaupt?

»Ihr könnt ja draußen im Garten herumtollen«, schlug Papa vor. »Oder – im Wald!«

»Oder im Kellerraum«, warf Mama dazwischen und kniff Papa in den Arm.

»Wir versprechen jedenfalls, dass wir absolut nicht im Weg sein werden«, sagte Papa und lächelte. »Das muss doch verlockend wirken! Überleg mal, wie viele andere Dreizehnjährige über eine sturmfreie Bude jubeln würden.«

Embla machte den Mund auf, wusste aber nicht, was sie sagen sollte, deshalb klappte sie ihn hilflos wieder zu. Sie war keine *andere Dreizehnjährige*, sie war *Embla*. Wann würden ihre Eltern das endlich begreifen?

Mama warf Papa einen besorgten Blick zu.

»Du kannst dich nicht einfach nur durch deine Jugendjahre schleichen, ohne aus deiner Komfortzone herauszukommen«, sagte sie. »Steck die Einladungen in deine Schultasche, und dann halt mal Ausschau nach Jugendlichen, denen du eine geben kannst, okay?«

»Ich fang aber erst morgen in der neuen Schule an«, sagte Embla automatisch.

Von diesem ganzen Gespräch wurde ihr schlecht, von der ungebetenen Einmischung in ihr Leben und den albernen Scoobydoo-Bändern, die ihre Eltern gekauft hatten.

In diesem Moment stand Mama auf, ging zum Kühl- schrank und tippte ein frisch aufgehängtes Infoschreiben mit dem Finger an.

»Montag, 12 Uhr. Kennenlerntag für die achte Klasse.«

»Da muss man aber nicht hin.«

»Da musst DU hin«, widersprach Papa so heftig, dass Embla zusammenzuckte. »Schön, du bist anders, aber wenn du *zu* anders wirst, führt kein Weg zurück, oder was? Sonst drehst du irgendwann noch durch. Wie die Leute, die in den USA ihre Klassenkameraden abknallen.«

Embla prustete los, hörte aber sofort auf, als sie das Gesicht ihrer Mutter sah.

Die beiden machten keine Witze.

»Wenn du nicht versuchst, aus deinem antisozialen Verhaltensmuster auszubrechen, müssen wir dich wohl dazu zwingen. Du gehst heute in die Schule, du lernst ein paar neue Leute kennen und du lädst sie für Freitag zu deiner Party ein. Das ist ein Befehl.«

Embla war pechschwarzer Stimmung, als sie eine Stunde später die Haustür mit einem Tritt öffnete. Wie sollte sie es schaffen, Einladungen zu verteilen, ohne wie eine totale Vollidiotin dazustehen? Sie zog eine Einladung halbwegs aus dem Rucksack und wäre bei diesem Anblick am liebsten im Erdboden versunken. *Es wird spoooooky!*

Als sie die Auffahrt hinunterging, fasste sie ihren Entschluss. Nie im Leben würde sie irgendwen einladen! Sie

könnte doch einfach behaupten, dass niemand kommen wollte. Es wäre noch nicht mal gelogen – wenn sie niemanden fragte, konnte ja auch niemand zusagen. Nicht, dass sie befürchtete, irgendwer könnte ihre Einladung annehmen. Die aus ihrer alten Klasse würden noch nicht mal zu ihrem Fest kommen, wenn sie mit dem Messer drohte!

Embla schaute sich zum Haus um und überzeugte sich davon, dass niemand sie vom Fenster aus beobachtete. Jetzt, wo sie ohnehin unterwegs war, konnte sie auch gleich so tun, als ob sie zu diesem Kennenlern-Ding wollte.

Aber statt hinaus auf die Straße zu gehen, warf Embla alle Einladungen in die Mülltonne, dann schlich sie sich zurück in die Garage, stieg vorsichtig auf die Werkbank hinter dem Auto und kletterte zwischen den Dachbalken nach oben. Sie hatte sich im Sommer schon oft in dieses Versteck verkrochen, wenn zu viel mit »Selbstverwirklichung« genervt wurde, wenn sie vor die Tür gesetzt worden war, um ein wenig Sonne auf die Haut zu bekommen, oder wenn Malene mit ihrem Social-Media-Kanal beschäftigt war. Inzwischen hatte sie hier oben eine ziemlich gemütliche Leseecke, denn sie hatte einige Bretter quer gelegt, auf denen sie sitzen konnte, und sie hatte sich ein Kissen für den Rücken hochgeholt. Jetzt setzte sie sich hin, hängte ihre Schultasche an einen rostigen Nagel und zog ein zerfleddertes Buch aus der Bibliothek und ihr Handy hervor.

Es war halb zwölf. Sie brauchte nur zwei Stunden hier zu sitzen, und in *Die geheimnisvolle Insel* waren noch Seiten genug übrig.

Embla hatte schon fast drei Kapitel gelesen, als sie die Haustür zufallen hörte. Sie öffnete den Mund und holte in langen, gleichmäßigen und lautlosen Zügen Luft. Wenn Papa an seinem Fahrrad herumbasteln wollte, könnte das eine Ewigkeit dauern.

Zum Glück kam stattdessen Mama in die Garage. Kurz danach fuhr das Auto knirschend draußen über den Kiesweg und war gleich darauf verschwunden, und Embla konnte ihr Buch wieder heben und die richtige Stelle zum Weiterlesen suchen.

Aber schon bald wurde sie wieder beim Lesen gestört, diesmal durch ein tiefes Brummen. Sie hatte hier oben unter dem Dach den ganzen Sommer hindurch immer wieder Besuch von großen schwarzen Käfern gehabt, und hier kam nun noch einer. Vielleicht hatten die hier in der Nähe ein Nest? Käfer hatten doch Nester, oder nicht? Der Panzer dieses Käfers glänzte violett, als das Tier an der nackten Glühbirne unter der Decke vorbeiflog und vor Embla auf dem Balken landete.

Das war seltsam. In der vorigen Woche war an genau derselben Stelle ein Käfer gelandet. Konnte das derselbe Käfer sein?

Sie legte das Buch vor sich auf den Boden und starrte den Käfer an.

»He, du«, sagte sie und kam sich sofort blöd vor.

Der Käfer schien sie überhaupt nicht zu bemerken. Stattdessen sprang er vom Balken und faltete die Flügel zusammen. Jetzt war er ziemlich dicht vor Embla. Embla hatte keine Angst vor Insekten und fand sie aus irgend-einem Grund umso weniger unangenehm, je größer sie waren. Sie starrte den Käfer an, während der glänzend schwarze Kerl erst vorwärts und dann vorsichtig auf die aufgeschlagene Buchseite krabbelte, die sie eben gelesen hatte. Der Käfer zögerte für einen Moment, dann hob er ein Bein nach dem anderen und kehrte Embla den Rücken zu.

Und nun begann der Käfer, die Buchstaben zu verschieben.

Embla war daran gewöhnt, dass Wörter, die sie las, ineinander übergehen konnten, wenn sie müde war, aber das hier war nicht dasselbe. Das D, das der erste Buchstabe oben in der linken Ecke gewesen war, lag jetzt auf den beiden nächsten. Emblas Muskeln spannten sich an. War das hier überhaupt echt? Träumte sie?

Mit ein paar Bewegungen seiner Hinterbeine hatte der Käfer jetzt aus den ersten drei Wörtern einen dicken Kloß aus Druckerschwärze zusammengerollt, der vor dem vierten Wort klebte, und dort, wo die Wörter gestanden hatten, war das Papier so weiß und blank wie am Rand.

Embla sah, dass ihre eine Hand zitterte, und sie hob sie langsam zur Decke, um sie stillzuhalten. *Wie um alles in der Welt konnte das möglich sein?* Ohne ihren Blick davon

lösen zu können, sah sie zu, wie sich der Käfer durch die erste Zeile hindurcharbeitete und unter sich ein Wort nach dem anderen zu einem schwarzen Kritzelpal aufrollte. Eine Dungkugel aus Buchstaben. Embla starnte wie hypnotisiert hin, während die Druckerschwärze von der Seite verschwand und weißes Papier hinterließ.

Als der Käfer den ersten Abschnitt vollständig aufgerollt hatte, hielt er inne.

Embla bekam ihre Gedanken teilweise wieder in den Griff. Sie brauchte doch keine Angst zu haben. Das hier war zwar ein großer Käfer, aber verglichen mit ihr war er klein. Sie könnte ihn verscheuchen, könnte ihn zwischen die Balken schleudern und selbst durch die Tür zum Waschkeller rennen, ehe der Käfer ... ehe der Käfer was denn tun könnte, eigentlich?

Während sie noch über diesen Plan nachdachte, setzte der Käfer sich wieder in Bewegung. Nun rollte er den riesigen Buchstabenballen mitten über die blanke Stelle, und dabei kam eine Reihe von Wörtern zum Vorschein:

**kopf unten laSsen, Embla! RausfinDen, was du
für ein tier bist**

Embla hätte fast einen Schrei ausgestoßen, zwang sich jedoch, den zu unterdrücken.

Ihr Gehirn hatte Feierabend gemacht – das war die einzige Erklärung. Ja, es hatte ganz einfach einen Kurzschluss erlitten und angefangen, am helllichten Tag

Träume ablaufen zu lassen! Aber Embla nahm die Wirklichkeit wahr, die sie umgab. Den Geruch nach Holz und Erde und Benzin aus dem leckenden Außenbordmotor in der Ecke, das Gefühl der Kleider an ihrem Körper und ihren Kiefer, der sich vor Spannung versteifte. Details, die ihr in einem Traum niemals aufgefallen wären. Sie blinzelte und sah, dass der Käfer noch einen Satz geschrieben hatte.

diemistKäfer sind nur meine, folg ihnen wenn
du dich verirrst

Das erste Wort in diesem Satz war schwierig, und sie musste es dreimal lesen, ehe sie begriffen hatte, was da stand. *Die Mistkäfer*. Das hier war also ein Mistkäfer.

»Du bist ein Mistkäfer, nicht wahr? Kannst du verstehen, was ich sage?«

Der Mistkäfer ließ sich nicht anmerken, ob er sie gehört hatte, er rollte seine glänzende Kugel aus Druckerschwärze, die jetzt kleiner war als vorher, einfach weiter. Embla ließ nicht locker.

»Woher weißt du, wie ich heiße?«

Der Käfer hielt für einen Moment inne, ehe er weitermachte. Eine neue Reihe von Wörtern wurde auf die Seite geklebt.

Ich Komm dich holen, bleib so lang bEi den
bürgern

Dieser Satz ergab doch keinen Sinn. Nichts an dieser ganzen Situation ergab einen Sinn – Käfer, die schrieben, Buchstaben, die sich von der Seite hoben, auf die sie gedruckt waren, wie konnte das möglich sein? Kein Mensch, den sie kannte, würde ihr glauben, das stand jedenfalls fest. Aber Embla hatte das Gefühl, dass diese Nachricht da vor ihr wichtig war, wichtiger, als gerade jetzt herauszufinden, wie und warum. Sie beschloss, die Nachricht auswendig zu lernen.

kopf unten laSsen, Embla! RausfinDen, was du
für ein tier bist
diemistKäfer sind nur meine, folg ihnen wenn du
dich verirrst
Ich Komm dich holen, bleib so lang bEi den
bürgern

Sie begriff noch immer nicht viel mehr, und vor allem der letzte Satz war seltsam. Wer wollte sie holen? Sollte der Käfer ihr von irgendwem etwas ausrichten? Und wer um alles in der Welt waren die *Bürger*? Sie las alles mehrere Male, bis sie sicher war, dass sie sich an alles erinnern würde.

Plötzlich zitterte der Käfer, und eine Sekunde lang zeigte er seine kleinen, fast durchsichtigen Flügel. Er ließ den Ball aus Druckerschwärze fallen und fing an, sich unsicher von einer Seite zur anderen zu bewegen, als ob er plötzlich nicht mehr wüsste, wo er war. Dann, ohne Vorwarnung, flog er hoch.

»Warte!«

Aber in Sekundenschnelle war der Mistkäfer zwischen die Balken getaucht und aus der Garage verschwunden. Embla blieb verwirrt zurück. Sie schaute nach unten, um die Nachricht noch einmal zu lesen, und zuckte zusammen, als sie sah, dass die Buchstaben wieder an ihrer alten Stelle standen.

Sie runzelte die Stirn. Hatte sie sich das alles nur eingebildet?

Sie hob das Buch hoch und fuhr mit den Fingern über den ersten Abschnitt. Die Druckerschwärze war trocken. Sie klappte das Buch zu, schlug es wieder auf und blätterte zu derselben Seite weiter. Die Buchstaben waren so flach und normal, wie Buchstaben das eben sind. Abgesehen von der Gänsehaut, die noch immer ihre Arme bedeckte, gab es keinerlei Hinweise darauf, dass sich im Stormyrvei soeben etwas Magisches zugetragen hatte.

KAPITEL 2

UMGEKEHRTER HAUSARREST

Embla sprang auf den Betonboden der Garage hinunter. Sie wollte Fernanda erzählen, was passiert war, aber sie konnte doch nicht hier unter dem Garagedach sitzen bleiben und laut ins Telefon sprechen. Deshalb schlich sie sich durch die Hintertür und schlüpfte durch die Hecke zum Nachbarsgarten. Dann spazierte sie hinaus auf die Straße, von dort auf ihre eigene Auffahrt und weiter zur Haustür, als ob sie gerade erst aus der Schule zurückkehren würde.

In der Küche überlegte sie sich, was sie ihrer Freundin sagen sollte, während sie Haferflocken, Knäckebrot, Rosinen und Vanillejoghurt aus dem Schrank nahm. Sollte sie gleich damit anfangen, was der Käfer getan hatte? Oder sollte sie vielleicht alles von Anfang an beschreiben?

Sie beschloss, auf ihrem Handy eine Nachricht zu schreiben.

Es wurde eine lange Nachricht. Sie gab sich Mühe, keine Einzelheit zu vergessen, und sie musste alles drei-

mal lesen. Sie versuchte einen Schreibfehler zu korrigieren, aber sie konnte das richtige Wort nicht markieren. Kein Wunder, sie zitterte ja noch immer. Am Ende gab sie auf und drückte auf »Senden«.

Plötzlich glaubte sie, einen leichten elektrischen Schock zu verspüren. Sie musste ihre Mitteilung noch einmal lesen. War es dumm gewesen, an Fernanda zu schreiben? Die hatte doch Emblas letzte Nachricht gar nicht beantwortet. Und jetzt so eine Geschichte! Würde Fernanda glauben, sie sei verzweifelt? Ach, großer Gott, das würde sie bestimmt. Die verzweifelte Embla, die sich sonst was aus den Fingern saugte, nur um sich interessant zu machen!

Sie schluckte. Rieb die Kette, die sie um den Hals trug. Fernanda hatte die Nachricht sicher noch nicht gesehen. Konnte Embla sie noch löschen? Nein, denn dann würde Fernanda sehen, dass Embla eine Nachricht gelöscht hatte, und das wäre ja genauso peinlich.

Sie musste an etwas anderes denken, sich etwas zu essen machen. Sie öffnete die Haferflockenpackung und kippte sie so energisch um, dass Haferflocken über den ganzen Küchentisch wirbelten. Noch immer keine Reaktion von Fernanda.

»Hast du Hunger, Embla?« Mama stand im Wohnzimmer und versuchte, zwei ineinander verwinkelte Armbänder zu entwirren.

»Total«, antwortete Embla zerstreut und ließ das Display nicht aus den Augen.

Ein kleines Symbol tauchte auf. Jetzt hatte Fernanda die Nachricht gesehen.

»Man kriegt ja auch Hunger, wenn man das Pausenbrot vergisst«, sagte Mama einfach.

Embla starrte noch immer das Display an und rührte ihren Joghurt um. Endlich hüpfen im Display drei Punkte in die Höhe: Fernanda antwortete. Was würde sie sagen?

»... also bin ich zur Schule gefahren, um es dir zu bringen.«

Embla schlug sich mit dem Löffel gegen die Vorderzähne und beschmierte ihre halbe Oberlippe mit Joghurt.

Das Pausenbrot! Natürlich war Mama deshalb mit dem Auto losgefahren!

»Wir haben dir viel durchgehen lassen, Embla«, sagte Mama mit ernster Stimme. »Aber jetzt reicht es. Ich verstehe ja, dass deine Freundin dir fehlt. Du hast dich die ganzen Ferien hindurch oben in deinem Zimmer verkrochen, und wir haben nichts gesagt. Du verschwindest in Büchern oder hörst Musik und bist absolut nicht ansprechbar. Ich habe mir zwar Sorgen gemacht, aber ich habe es hingenommen. Aber! Es! Gibt! Grenzen!«

Sie hob die Arme, was ein wildes Geklimper auslöste.
»Entschuldigung«, sagte Embla mit schwacher Stimme.
»Findest du es richtig, uns einfach so ins Gesicht zu lügen?«

»Nein.«

»Ich schäme mich dafür, dass meine Tochter nicht

weiß, wie wichtig Vertrauensaufbau in engen Beziehungen ist, dass die Etablierung von gegenseitigem ...«

Das Handy vibrierte. Embla warf einen raschen Blick darauf und ...

»Schau mich an, wenn ich mit dir rede, Embla!« Die Mutter schnippte vor Emblas Gesicht mit den Fingern. »Ehrlich gesagt, was ist eigentlich in dich gefahren?«

Sie blieb lange stehen und ließ die Frage in der Luft hängen. Dann sagte sie: »Dein Vater und ich haben beschlossen, jetzt wirklich zu drastischen Maßnahmen zu greifen. Die Rede war von Hausarrest, ...«

Embla spürte, wie wieder der Trotz in ihr aufwallte. Hausarrest war ja wohl kein Problem für eine, die ohnehin nie draußen war.

»... aber uns ist natürlich klar, dass es keine Strafe für dich wäre, in deinem Zimmer bleiben zu müssen«, fuhr Mama fort, als ob sie Emblas Gedanken gelesen hätte. »Deshalb haben wir uns etwas anderes überlegt. Du hast jetzt zwei Wochen *umgekehrten Hausarrest*.«

»Was für'n Ding?«

»Wir schließen dein Zimmer ab, während du draußen bist«, erklärte Mama. »Das bedeutet: keine Bücher, kein Computer, keine Musik über Kopfhörer, keine Zeit für dich allein. Tagsüber bist du in der Schule. Nachts schlafst du im Kellerraum. Ansonsten kannst du draußen sein oder mit uns zusammen im Wohnzimmer. Her mit deinem Handy.«

Embla konnte nur bewegungslos die ausgestreckte

Hand anstarren. Sie hatte das Gefühl, dass ihr Gehirn platzte und dass ihre Gedankensplitter in alle Richtungen davonstoben. Mit allem anderen könnte sie leben, aber ihr Handy konnte sie doch nicht hergeben! Sie musste einfach wissen, was Fernanda geantwortet hatte!

»Ich muss nur noch eine wichtige Sache erledigen«, protestierte sie und trat einen Schritt zurück.

Sie fing an, an der Etriegelung herumzufummeln.

»Drei! Wochen!«, sagte Mama und riss ihr das Telefon aus der Hand. »Und wenn wir dich etwas anderes lesen sehen als deine Hausaufgaben, siehst du deine Bücher niemals wieder!«

»Nein!«, schrie Embla, aber Mama war schon verschwunden, und sie wusste, dass jetzt jeder weitere Widerstand zwecklos wäre.

Diese miese Hexe!

Embla blieb stehen und starre ins Leere, während ihr aufging, was ihr jetzt bevorstand. Umgekehrter Hausarrest. Eine für sie maßgeschneiderte Folter! Drei Wochen unter Menschen, ohne etwas zu lesen, ohne eine andere Beschäftigung, ohne Musik, ohne Internet – und ohne zu erfahren, was Fernanda geschrieben hatte.

»Und noch etwas!« Mama kam wieder in die Küche gestürzt und knallte die Einladungen vor Embla auf den Tisch. »Bis Freitag findest du Gäste für deine Party, sonst gilt der Hausarrest für immer!«

Emblas Eltern gingen gründlich vor. An diesem Nachmittag sammelten sie jedes einzelne Stück Literatur im Haus ein und deponierten es in Emblas Zimmer. Zuerst verschwand Emblas Klassiker-Sammlung, natürlich, aber auch Krimis, Modezeitschriften, alte Kinderbücher, Zeitungen, Illustrierte und ein schwergewichtiges achtzehnbändiges Lexikon wurden weggeräumt. Sogar die Kochbücher nahmen sie mit, obwohl Embla sich nie für Kochen interessiert hatte. Sie schlug spöttisch vor, die Eltern sollten auch den Text auf den Milchkartons überkleben, aber als sie Papas Gesichtsausdruck sah, wagte sie nicht, weitere Witze zu machen.

Beim Abendessen erfuhr Malene, womit Embla bestraft werden sollte, und ließ sich die Gelegenheit zu höhnischen Bemerkungen nicht entgehen.

»Die ist wie eine Schnecke, schleimt sich einfach in ihrem Pullover ein und tut so, als ob sie gar nicht da wäre.«

»Fresse«, gab Embla leise zurück.

Aber die Strafe sollte bald auch Malene ereilen. Papa erklärte nämlich, dass die Schwestern am nächsten Tag zusammen zur Schule gehen müssten.

»Hä? Nein!«, riefen wir beide wie aus einem Munde.

»Das geht *gar nicht!*«, fügte Malene hinzu. »Was, wenn mich jemand mit ihr zusammen sieht?«

»Hör auf mit dem Unsinn. Wir wollen sicher sein können, dass sie nicht wieder schwänzt. Embla braucht Hilfe, um sozialer zu werden.«

»Sozialhilfe, das braucht sie«, sagte Malene.

Der restliche Abend verstrich in einem Nebel aus Langeweile. Embla saß mit ihren Eltern auf dem Sofa und sah eine Diskussion zwischen Bloggern und anderen Bloggern, die meinten, die ersten Blogger hätten auf andere Art bloggen müssen. Darauf folgte eine noch idiotischere Krimiserie, in der eine junge Frau nur mit Unterwäsche bekleidet ermordet und zerstückelt wurde. Danach kamen Nachrichten: Mit dem Klima schien es bergab zu gehen, mit den Gehältern der Ölkonzernbosse bergauf. Außerdem wurde berichtet, dass in letzter Zeit mehrere Jugendliche von zu Hause abgehauen waren. Embla konnte sie gut verstehen.

Drei Wochen auf diese Tour, dachte sie, als sie im Kellerraum lag und auf den nächsten Tag wartete (denn natürlich konnte sie nicht schlafen). Sie hätte gern gewusst, was Fernanda jetzt dachte. Drei Wochen kamen ihr vor wie eine qualvolle, unerträgliche Ewigkeit.